



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fischer, Marthe Renate: Bei den Glasbläsern von Lauscha

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schein und geringerm Ballastverbrauch etwa noch 2 bis 3 Stunden über den Wolken geblieben, so hätten wir beim Niedergehn die Ostsee unter uns gehabt! Die Fahrtlinie Bitterfeld—Dffowo betrug 470 Kilometer bei 27,65 Kilometer mittlerer Geschwindigkeit, die Zeitdauer 17 Stunden und 40 Minuten.

So waren wir also statt zu den Magyaren nach Ungarn zu den Kassuben in Pomerellen gekommen. Ebensoviele Lechisch als Deutsch hörten wir sprechen, als sich die übliche Volksmenge um uns scharte. Recht niedlich war, was der Bauer, auf dessen Felde wir landeten, von seinem dreijährigen, geweckten Söhnchen uns erzählte. Der Kleine hatte beim Spielen im Freien unsern gelben Ballon entdeckt und eilte nun in die Stube: „Vater, komm schnell heraus! Es kommt eine Leuchte vom Himmel.“ Gleich darauf aber kehrte er zurück: „Die Leuchte ist weg, sie ist wieder in den Himmel gegangen“; waren wir doch über dem See in den Wolken verschwunden. Endlich kam er zum drittenmal: „Vater, die Leuchte ist wieder da, sie kommt gerade auf uns zu!“



## Bei den Glasbläsern von Lauscha

Von Marthe Renate Fischer



Als mich der Bahnzug in schwerer Steigung hinauf nach Lauscha führte, das für einige Herbstwochen mein Domizil bilden sollte, mußte ich von dem großen Glasbläserdorf nicht viel mehr, als daß es etwa 720 Meter über dem Meer liegt und um das Jahr 1597 „unter Johann Casimir Herzog in Sachsen, Landgraff in Düringen“ durch die Glasmacher Hans Greiner (Schwabenhans) und Christoph Müller, die beide zur Sekte der Wiedertäufer gehörten und aus Süddeutschland stammten, aber aus Böhmen zugewandert waren, gegründet worden ist, um eine Zeit, wo der Naturwald schon dem forstwirtschaftlichen Betriebe weichen müssen, wo das Schwarzholz das Weißholz verdrängt, Eiche, Buche, Ulme usw. im Bewaldungsplan der Fichte und der Tanne Platz gemacht hatten. In der den Glasmachern über bedeutende Gerechtsame — betreffend Rodeland, Wiesen- und Bauland, Fischerei in der Lauscha, Hütefreiheit — ausgestellten Urkunde ist von Tannenholz zum Geschäftsbetrieb der Glasmacher die Rede, das mit vier Groschen für die Klafter bezahlt werden sollte. Die Glasmacher hatten für die ihnen gemachten sehr großen Zugeständnisse jährlich einen schmalen Erbzins zu zahlen und ein Schock Trinkgläser, ebenfalls jährlich, an die Hofhaltung zu liefern. Außerdem sollten sie angehalten sein, alles, was von Glaswerk zur Hofhaltung gebraucht wurde, dieser um einen Pfennig für das Stück billiger als Fremden abzulassen.

„Geschehen und gegeben zue Coburgk am zehenden January Nach Christi unsers Erlösers und Seligmachers Geburt im fünfzehnen Hunderten und Sieben vndt Neunzigsten Jahre.  
Johann Casimir H. z. Sachsen.“

Der junge Ort Lauscha ist schnell und kräftig angewachsen, die Glasindustrie hat stetig zugenommen an Umfang und Ansehen. Heute zählt das große, zu

Sachsen-Meiningen gehörende Dorf etwa 5500 Einwohner, drei Glashütten sind im Betrieb, die eine, Glas Greiner Betters Sohn, mit einer Farbenmühle verbunden, deren Erzeugnisse sich auf dem Arbeitsmarkt hohen Rufes erfreuen.

Die ersten Produkte der Lauschaer Glasindustrie sind Bugenscheiben gewesen, Medizinfläschchen, in denen die Dittätenhändler ihre wundertätigen und heilkräftigen Balsame und Mixturen in die Welt trugen, und Trinkgläser, die bald mit Sprüchen und Malereien versehen wurden. Stengelgläser folgten, Glaspielzeug, Tiere usw. Diese zuletzt genannten Artikel etwa seit 1800. Etwa fünfzig Jahre später begann dann die Fabrikation der Glasmärbel. Blumen, Früchte werden in Lauscha gearbeitet, Glashaar, Perlen, Biergläser nach venezianischer Art. Der Leineweber Geißler trug im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die Fabrikation von physikalischen Instrumenten hierher. Im Jahre 1835 machte der 1888 verstorbene Müller Uri die ersten Menschenaugen. Vor einer verhältnismäßig kurzen Spanne von Jahren tauchte der Christbaumschmuck auf, der sich im Umsehen den Weltmarkt eroberte.

Der Versand, den früher die Glashändler besorgten, Männer mit Bürden, die sie auf dem Rücken trugen, wird jetzt von Post und Bahnverwaltung ausgeführt, die Verpackung, ehemals ein Erwerbszweig der Schachtelmacher, geschieht gegenwärtig in kleinen meist abgefächerten Pappkartons, die in Holzkisten verladen werden. Das Rüböl, Paraffin, Petroleum der Arbeitslampe des Glasbläfers ist durch die Gasflamme verdrängt worden. Ebenso haben die Schmelzöfen statt der Holzfeuerung die Gasfeuerung angenommen. Lauschaer Glasmacher und Glasbläser sind in aller Herren Länder gezogen, als Gründer von Glashütten und als ausübende Künstler in ihren Spezialfächern. Ein Sohn des Müller Uri verfertigt seine künstlichen Menschenaugen in Leipzig, ein entfernterer Verwandter in Wiesbaden. Die Nachkommen des Igelschieber Leinewebers Geißler haben persönlich den Ruf ihres Namens nach Bonn und nach Berlin verpflanzt.

Es sei mir vergönnt, ein wenig über die Glasindustrie „in der Lauscha“, wie ich sie gesehen habe, zu erzählen. Bei dem Glasmacher muß ich den Anfang machen. Denn bevor der Glasbläser seine Arbeit beginnen kann, muß der Glasmacher in Aktion getreten sein und muß den Stab oder die Röhre von Glas gezogen haben.

Ich wohnte dem Röhrenziehen in der Schlotfegerhütte bei (Greiner und Co.), in deren Schmelzöfen zehn Töpfe in zwei Reihen stehen. Der Vorgang spielte sich wie folgt ab. Der Glasmacher hob mit der Pfeife, einem langen Eisenrohr, das flüssige Glas aus dem Glastopf heraus, drehte die entnommene Masse auf der Walzplatte fest und wiederholte, unter gelegentlichem Lufteinblasen, diese Prozedur — das Hineinstecken des Rohrs in die rotglühende Masse, und das Binden des frischen Glasansatzes mit dem schon vorhandnen durch Drehen auf der kleinen amboßartigen Platte —, bis der anhaftende Glasklumpen die gewünschte Größe erreicht hatte, die sich nach dem größern oder dem geringern Durchmesser der zu ziehenden Röhren richtet. Der zweite Glasmacher, der indessen ebenfalls Glas aus dem Topf entnommen und es zu einer flachen festen Scheibe an seinem Stab geformt hatte, nahm auf dieser Scheibe den entstandnen zäh flüssigen Glasbolben in Empfang, worauf beide Glasmacher, Läufer und Bläser, dieser indem er beständig Luft in die Glasmasse einblies, rückwärtsschreitend die Röhren zogen, die um so dünner werden, je schneller sich die beiden Männer voneinander entfernen. Der fortschreitenden Verköhlung der Glasmasse hat sich Lauf und Blasen anzupassen, wenn gleichmäßig weite Röhren hergestellt werden sollen. Sind die Röhren, die während des Ziehens auf die Erde niedergelegt worden sind, erkaltet, so

werden sie nach Maß in Stücke von etwa anderthalb Meter Länge zerschnitten und zum Verkauf in Pakete zusammengebunden.

In der Schlotfegerhütte sah ich auch der Fabrikation der Glasmärbel zu, die mit der Märbelschere aus einem wurstartigen Glasstrang geschnitten werden, einem Instrument, das aus einer halbkugligen Form und einem Messer besteht. Es gibt Märbel aus den herrlichsten bunten Glaswindungen und ganz weiße mit einer kleinen Figur aus gebranntem Ton als Einlage, die nach der Fertigstellung größer erscheint und einen silbernen Schimmer angenommen hat. Die Märbelschere ist eine Erfindung vom alten Vetterle, einem Vorfahren derer von der Seppenhütte, der Eltas Greiner Veters Sohn. Bekommt ein Topf oder Hafen im Schmelzofen einen Riß, so wird vorerst das Glas durch Ausschöpfen geborgen, sodann der gesprungne Topf entfernt und der neue, schon angewärmte Topf eingeführt, nachdem die Stelle, auf der der alte Topf gestanden hat, ausgebessert worden ist. Dieser Prozedur zuzusehen ist außerordentlich interessant. Der Topf wird dazu auf einen Hebebaum, der durch einen Querbalken gestützt wird, gewissermaßen aufgespießt und zum Standort hintransportiert. Das schreift sich ganz leicht und lieft sich ganz leicht, ist jedoch in der Praxis so einfach nicht. Man sieht in der unruhigen Weißlohe des geöffneten Ofens die beiden Reihen der Töpfe stehn, man sieht die schweißüberlaufnen Gestalten der Arbeiter in Hemd und Hose den neuen Tontopf, der rund und von grauweißer Farbe ist, auf den Ofen zudirigieren. Er schwebt auf dem Hebebaum. Der Druck nach unten auf den Querbalken ist sehr stark und zwingt die Träger zu großer Kraftentfaltung. Wundervoll lebendig ist das Bild, die starke Arbeit, das Aufmerken, das Konzentrieren auf den einen Punkt, dazu der aufgerissene Drachenschlund des Ofens, dem hüllenheißer Atem entströmt, und aus dem das Feuer weißlohend herausgloht und unbarmherzig die Augen blendet.

Ist der Topf glücklich im Ofen gelandet, so muß er auf seinen Platz gerückt werden, wozu von der Seite aus mit eisernen Haken nachgeholfen wird. Vor jedem Topfstand befinden sich übereinander zwei Öffnungen, von denen die untere nach erfolgter Postierung zugellebt wird, während man die obere, durch die nachher die Entleerung des Topfes erfolgt, nur durch eine Türplatte verstellt. Zuletzt brennt alles, die Stangen, der Hebebaum, Geruch vom schwelenden Holz zieht durch die Kütte.

Auf dem Gang durch Lauscha begleitet den Wanderzmann eine eintönige Musik, das sanfte Säusen der Gasflammen. Die Glasbläser arbeiten in ihren Betrieben. Nur in Hemd und Hose, die Augen auf das Arbeitsobjekt in der Gasflamme gerichtet, den Fuß am Blasebalg, so sitzen sie, wenn sie nicht gerade fröhlich das Blaumachen üben, vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht an ihrer Arbeitsstätte. Freilich gibt es auch Betriebe, bei denen nicht geblasen wird, zum Beispiel beim Glasspinnen, das ich bei Ludwig Greiner Adam mit angesehen habe. Es handelte sich hier um Glaslocken zum Christbaumschmuck. Arbeitsmaterial waren weiße Glasstäbchen verschiedner Härtegrade, von denen immer je zwei dieser ungleich harten Stäbchen der bequemern Hantierung wegen oben durch Siegellack verbunden waren.

Der Spinner an der Lampe, der drei bis fünf dieser Doppelstäbchen in der Hand über der Flamme hält, zieht von jeder Gruppe einen Faden, den er auf das ein, auch anderthalb Meter Durchmesser haltende Rad wirft. Ein anderer Arbeiter, Mann oder Weib, Kind oder erwachsne Person, vermittelt die Umdrehung. Ist das gehörige Quantum abgesponnen, so wird der Glashaarstrang durchschnitten, der sich sofort — eine Folge des verschieden harten Materials, das in denselben

Faden versponnen wurde — in tiefe Fäden wellt. Auseinandergezogen und ein wenig geschüttelt gibt es ein gleißendes Gelock von weißer, märchenhafter Schönheit. Man denkt an die Eiskönigin, der der Schmuck ihres Hauptes geraubt worden ist. Allerlei weiche, liebe Traumgedanken kommen einem. Und sie werden wiederkehren, wenn die weiße Glaslocke den Weihnachtsbaum schmückt, an der Spitze befestigt, ihn einspinnst mit tausend lockern schimmernden Fäden, die im Schein der Lichter in ihrem geheimnisvollen blendenden Weiß aufblitzen in Millionen und aber Millionen gleißender Strahlen und Punkte. Das zu stärkeren Fäden und glatt gesponnene, nur aus Stäbchen gleicher Härtegrade gezogene Glashaar wird mannigfaltig verarbeitet. Der Lauschaer Gefangverein Frohsinn besitzt eine Fahne aus Glasgespinnst, Krawatten werden davon angefertigt, bescheidne Schmuckfächer, Pinsel zum Polieren für die Goldarbeiter. Der Chemiker schätzt den Glasfaden als vorzügliches Filtriermaterial.

Seine Verarbeitung zu Christbaumschmuck, zu Flügeln an Engeln, Vögeln und Schmetterlingen sah ich in den Arbeitsräumen von Albrecht Kob. Das glatt gesponnene Glashaar hing in verschiedenfarbigen, straffen, harten, glänzenden Strähnen an der Wand, bar alles Reizes. Aber es sah bald anders aus, als es in die gehörige Länge geschnitten, fächerförmig entfaltet und zu Flügelform ausgestanzt vor mir lag. Pinsel und Farben taten das übrige. Am reizvollsten und farbenfreudigsten gestalten sich natürlich die Schmetterlingsflügel. Vorzüglich bei dieser Produktion, die entzückende kleine Gebilde schaffen könnte, habe ich den Druck des Marktpreises mit Bedauern empfunden. Alles ist auf einen bestimmten niedrigen Satz festgelegt, und so ist schließlich beinahe jeder Pinselstrich auch berechnet — sehr zum Schaden der Erzeugnisse, wie ich an der gebräuchlichen Lieferungsware im Gegensatz zu einzelnen entworfenen Mustern, die aber des höhern Preises wegen keine Besteller fanden, mit Bedauern sah. Die farbigen Flügel werden schließlich mit ihren Objekten, mögen dies nun Engel-, Vögel- oder Schmetterlingsleiter sein, durch Klebung verbunden. Und nun mögen sie ebenfalls in den Weihnachtsbaum gehängt werden als anmutig sich wiegender Schmuck. Denn sie sind mannigfaltig in der Anordnung, wie sie es in der Farbe sind. Es gibt Vögel auf dem Nest und Vögel im Flug und kleine Hocker in schwermütiger Grüblerstellung, die an verschnittene Tristen und die Qual eines hungrigen Magens erinnert.

Das Blasen von Blumen, Kugeln, Rüssen, allerlei Christbaumschmuck habe ich in dem Betrieb von Eduard Greiner Better gesehen. Von seinem Material, der Glasröhre, dreht der Bläser, wenn er seine Arbeit beginnt, indem er die Röhre an der Gasflamme rotglühend macht, das erforderliche Stück ab, schließt es an der Flamme an dem einen Ende, während er das andre stark verdünnte Ende als Handhabe und Glasröhre benutzt. Darauf bläst er beispielsweise seine Glasugel und buchtet sie seitlich, nachdem sie an der betreffenden Stelle der Flamme abgemalt ausgefetzt worden ist, durch Atmeinziehen ein. Über die so entstandne Mulde spielt die Gasflamme und macht sie kraus. Wenn die Ugel in ihrem Umfang drei oder vier dieser Einbuchtungen erfahren hat, so ist die Arbeit des Glasbläfers an ihr getan, und sie wandert nun in die Hände der Frauen, die sie verspiegeln, sie durch Einspritzung mit einer Silberlösung innen belegen, sie bemalen, mit blitzendem farbigem Puder oder mit Perlpuver bestäuben und mit Anhängern versehen. Besonders gebuckelte Behänge, wie Rüsse und blumenartige Gebilde, werden in eine zweiseitige Holzform geblasen. Blumen zu Dierzwecken, zur Füllung von Vasen usw., werden aber aus freier Hand gemacht. Werkzeuge dazu sind die Schere, mit der die geblasne heiße, weiche Ugel zu Blättern aufgeschlitzt wird,

und mit der die Blättchen an den Rändern umgebogen werden, ferner ein Glasstab für die völlige Teilung der Blätter, der nachher wieder die Zusammenfügung über der Flamme folgt. So viel Atem der Röhrenzieher zu seiner Arbeit verbraucht, so wenig bedarf dessen der Glasbläser. Er hilft zugleich auch mit den Händen durch Drehen, Dehnen, Biegen und Zusammendrücken. Blüten wie Bergigkmeinnicht werden aus dem Stab gemacht, unter Zuhilfenahme der Zange, mit der die kleinen, angeschmolzenen Glasballen zu Blättchen breit gedrückt werden.

Und nun bin ich beim finstern Mai angelangt, bei dem ich das Figurenblasen sehen wollte. Ich hatte viel schon von ihm gehört. Der Lauschaer Kirchenchor hat seine Berühmtheit seit langer Zeit. Zu seinen besten Sängern hat ehemals der „finstre Mai“ gehört. Die Lauschaer haben den Ruf des Schelmenbluts, der Übermuts- und Neckgelüste. Dem finstern Mai hat außerdem das Dudenmäuserige angehaftet. Er ist einer von denen gewesen, die ein ehrbares Gesicht machen, wenn sie ihre Schelmenstücke aushecken.

Die Lauschaer sind ihrem Herzog gute Landeskinder. Sind es auch um Anno 1848 gewesen. Aber doch war die Freiheitsluft ihnen damals ein wenig zu Kopf gestiegen, sodaß sie ihren Schlezprügel zu sich nahmen und wildern gingen. Damals ist viel Rehwildbret „in der Lauscha“ gegessen worden. Den ungeheuer gelichteten Wildbestand sollen die Lauschaer Glasbläser jener Zeit auf dem Gewissen haben. Katastrophen haben sich, soviel ich hörte, nicht ereignet. Der Lauschaer hat vielmehr immer mit Wisz, Hetterkett und flinken Weinen gewußt, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Ich trotzte gemach die steil aufsteigende Straße des Oberlands hinauf und stellte wieder einmal meine lustige Signatur Lauschas fest: schwarze Schieferhäuser — spähend herausgebeugte Köpfe — hier und da ein Paß prächtiger Betten in der Zugluft der offenen Fenster — und Vogelbauer, eins oder deren mehrere, außen an den Häusern . . . dazu die sanfte surrende, an eine eifrige Spinnerin gemahnende Musik der Gasflammen. Nun sah ich einen alten Mann daher kommen. Fünfundachtzigjährig, wie ich später erfahren habe. Haupthaar und Bartwuchs grauweiß und von unerhörter Fülle. Er trug einen Paßen Glasröhren im Arm und ging unmittelbar vor einem Wagen dahin, der, mit unruhigen Pferden bespannt, vom Oberland herabdrängte. Das war „der alt Mai“. Stocktaub.

Und richtig sah ich am andern Tage bei ihm das Tierblasen. Er blies einen Hirsch. Wer hat das nicht schon gelegentlich bei einem umherziehenden Glaskünstler mit angesehen und ist mit Interesse dem durch Blasen bewirkten Modellieren des Körpers gefolgt, der Biegung des Halses und des Kopfes, dem Ansetzen der Läufe und des Geweihs! Aber wie ganz anders noch gestaltete sich mir das Interesse dem Greise gegenüber, der mit den jungen, festen, glatten Händen eines kaum Vierzigjährigen seine Milchglasröhre in der Flamme drehte und mit stillen Greifenaugen den Fortgang seiner Arbeit begutachtend verfolgte! In der Hose und dem bunten Barchenthemd saß er da, der Bart hing ihm bis auf die halbe Brust hinab, aus dem dicken, weißgrauen Haupthaar sah ein schmaler Streifen des Ohrs heraus. Der Mund war eingezogen. Unter dichten Brauenbüschen lagen seine stillen Augen. Ja, der finstre Mai ist ein alt Männle geworden, aber seine Hände sind jung geblieben! Ich sah noch allerlei Getier seiner Kunstfertigkeit, Schwäne, Störche, Schafe, Hunde. Auch menschliche Gestalten, Bürschle und Mädle. Von früh sieben Uhr bis nachts um elf sitzt er vor seiner Gasflamme mit dem Fuß am Blasebalg. Vielleicht tauchen dabei die Neckstreiche seiner jungen Jahre wie blasse, schon ein wenig fremde Bilder in seiner Erinnerung auf, ergöhen und erstaunen ihn — und ziehen vorüber.

Nach dem „finstern Mai“ suchte ich „die Sens auf.“ „Ja, das is a Freud und a Leid mit der Sens. A Freud ihm zuzusehen, und a Leid, daß mer dabei muß denk, was ra ülls könnt gemacht und dārfs nit, dem Brotkorb wegen!“

Christian Eichhorn Sens ist ein Künstler. Und der Künstler sitzt da und bläst Christbaumbehang. Freilich hat der Behang, der sich dem Marktpreis aber anpassen muß, eine feinere Note, etwas Geschmackvolles in der Art und Färbung. Es fliegt ihm von der Hand. Er bläst ein wenig, klappt in die Form, brennt riesenhafte Kelche, hilft mit irgendeinem Instrument nach durch feine Kippung und Biegung an den Rändern. Und nachher bei der Tönung: Husch! sind die Schreifarben hingehaucht. Und sie verzichten auf die aufdringliche Wirkung und werden pikant. Früher hat „die Sens“ Gläser und Blumen gemacht, die Blumen in natürlichen Farben und mit ganz natürlicher Art des Buchses. Man sieht, wo die kommende Knospe den Stiel bedrängte, ihn weite, ihm entsproß. So sah ich Hyazinthen und Glockenblumen bei ihm, Reste eines ehemaligen Bestandes feiner künstlerischer Arbeiten. Ein paar Wäschen nach Art der Venezianer. Und dann kam er mit einem ganz besondern Gläschen, der Fuß durchsichtig grün, der Kelch opalartig, eine Milchglas Mischung mit einem Schuß gelb und grün und bis auf Fingerbreite hinauf von innen mit einem vermischten Himbeerrot durchzogen.

Und die Sens sprach also: „Hiervon hab ich sechs Stück zu ra Hochzeit gemacht. Dās hier is a bißle mißrot, das will ich Ihne schenk.“ Es steht vor mir auf dem Tisch neben dem Hirsch vom finstern Mai.

Und nun saß die Sens vor der Flamme, nahm eine lange Nadel, schmolz vom grünen Glasstab ein Kügelchen daran und begann aus diesem Kügelchen ein Getier zu entwickeln, mit langem nach unten gespaltnen Schwanz, gierig gestrecktem Leib, wundervoll kampflustig gebognem Hälschen und sperrendem, getierschnabelartigen Machen. Flügel. Auf dem Rücken entlang bis zur Schwanzspitze eine Folge kleiner rötlicher Höcker. Auf dem Kopf ein ebensolches Horn. Die Augen grell. Ein kleiner Drache in entzückend lebendiger Haltung des Zuspringens, mit dem Ausdruck der Beutesicherheit.

Die Sens trat gelegentlich den Blasbalg, um die Stichtlamme herauszujagen, drehte ein wenig mit der Nadel und dem abfließenden Glasstab. Im übrigen sah es aus, als entsiehe das kleine Scheusal mit dem um die Nadel geringelten Schwanz ganz von selbst. „A Hutnadel“, sagte die Sens. Und ich kaufte sie. Er hat einmal in Leipzig im Schaufenster ein von ihm gearbeitetes Gläschen wieder gesehen, für das er vom Händler eine Mark erhalten hatte. Jetzt stand es für den sechsfachen Preis zum Verkauf vor ihm.

Neben dem Geräusch der Gasflammen hört man gelegentlich noch ein andres charakteristisches Geräusch aus Lauschas Häusern herausdringen, es rollt wie von geschüttelten Erbsen. Die Perlenmacher sind bei der Arbeit. Fischperlen werden gemacht, die einen großen Handels- besonders Exportartikel Lauschas bilden. Die Perlen selbst werden geblasen. Eine Hauptstätte dafür ist unter andern auch die Hausindustrie des nahen Igelshieb. Der Farbstoff wird den Perlen, die durch Siebe nach ihrer Größe sortiert worden sind, durch Einblasen mitgeteilt. Darauf kommen sie in wiegenartige Schüttertabletts, die hin und her geschaukelt werden, damit sich die ziemlich dicke Farbschicht gleichmäßig der ganzen Perle innen anlegt. Später werden sie auf Mulltablette zum Völligtrocknen gelegt. Gereinigt von dem nach außen gekommenen Farbstoff werden sie über der Spiritusflamme in leinenen Säckchen durch leises Schütteln und Erhitzen. Zum Schluß gelangen sie in die Hände der Aufreitherinnen, von wo sie, zum Handel fertig, in zwölfreihigen Maschen hervorgehn. Sie sehen wunderhübsch aus und ähneln — wir wollen einmal optimistisch

sein — in besonders schön geratnen Exemplaren ein wenig, ein ganz klein wenig der echten Perle.

Ich sah die Herstellung bei Adolf Rupp. Hier wurde mir auch der gallertartige irisierende Farbstoff gezeigt, der aus den Schuppen des Ukelei gewonnen wird, eines kleinen Fisches der Ostsee und der Süßwasserseen, ich glaube vorzüglich Pommerns. Und zwar ist der Ukelei aus Anklam der gesuchteste.

Von den freundlichen Perlenmacherinnen führte mich mein Weg zu dem Verfertiger physikalischer Instrumente, Reinhold Müller sen. Sein Verzeichnis physikalischer Apparate für den naturwissenschaftlichen Unterricht in Schulen, das vor mir liegt, umfaßt zweiundvierzig Nummern. Eine ganze Anzahl davon hat mir Herr Reinhold Müller in liebenswürdiger Weise vorgeführt. Er hat aus dem Heronsball das Fontänchen aufsteigen lassen, hat mir Hohlspiegel und erhabnen Spiegel gezeigt, hat mir den Pulshammer in die Hand gegeben, dessen eingeschlossene Flüssigkeit sehr rasch zum Sieden kam, hat die Saugpumpe in Aktion gesetzt, ich glaube, es war auch was mit dem Saugheber und Stechheber los, aber ich kann nicht darauf schwören; hat mir die Wasserschraube demonstriert, die lange, sehr kunstvolle gewundene Glasröhre, die an einem Ende einschöpfte und am andern Ende auslud. Dann einen komplizierten hübschen Apparat, der den Kreislauf des Blutes erläutern sollte, ferner Barometer und Thermometer. Meine eingeschlafnen Schulkennnisse wurden gefährlich rege und belästigten mich in der Nacht im Traum in Gestalt von Zentrifugalapparaten, Bologneser Fläschchen, Feuerspritzen, Glastränen, Retorten und ähnlichem.

Aber am Morgen setzte ich mich hinter ein Schriftchen, das vom alten Ludwig Müller Uri erzählte, der, ein sehr geschickter Glasbläser, hauptsächlich Verfertiger von Tier- und Puppenaugen, durch Professor Adelmann in Würzburg auf die Fabrikation von Menschenaugen aufmerksam gemacht worden ist. Das war um das Jahr 1835, wo die Flamme des Lampenbläfers, noch mit Talg oder Rüböl gespeist, keine besonders starke Hitze entwickelte, wo das Glasmaterial, seither durch Christian Müller Patte vervollkommenet, oft im letzten Augenblick durch Zerspringen alle Mühe des Augenmachers zunichte machte. Der Markt der Augenfabrikation lag damals noch in den Händen der Franzosen. Und an Pariser Vorlagen hat auch Müller Uri unter Beratung von Professor Adelmann in Würzburg und Doktor Buhner in Meiningen gelernt. Hauptsächlich aber doch an seinen eignen Mißerfolgen. Und eben so sehr, wie ihn die Fingerzeige der beiden Gelehrten antrieben, seine Versuche fortzusetzen, hat dies sein eigener reger Eifer getan, der unermüdetlich war, und den keine Enttäuschung zum Erlahmen brachte.

Nach wenigen Jahren schon hat Ludwig Müller Uri denn auch die Franzosen durch die größere Schönheit und Naturtreue der von ihm gefertigten Augen gründlich überflügelt. Ehren und Auszeichnungen sind ihm in reichem Maße zuteil geworden. Im Jahre 1849 ging er, ohne der Sprache des Landes mächtig zu sein, nach Paris, um womöglich sich hier in seiner Kunst noch zu vervollkommen. Er ist bald wieder nach Lauscha zurückgekehrt und hat es sich zeit seines Lebens nicht ausreden lassen, daß man ihm drüben in Frankreichs Hauptstadt nach dem Leben getrachtet habe, weil er von seinem eignen Kunstgeheimnis nichts preisgeben wollte.

Das steht aber nicht alles in dem Büchlein, worin ich gelesen habe, Menschenmund hat über den alten Müller Uri zu mir gesprochen. Denn ob der berühmte Augenmacher gleich um 1888 gestorben ist, so lebt er doch in seiner Vaterstadt von Mund zu Munde weiter.

Ich habe auch sein Bild gesehen, ein liebes, kluges, altväterisches Tüftlergesicht. Und ich hörte einen Ausspruch von ihm, der Zeugnis von seiner großen Menschen-

fennntnis ablegt. Der „alt Müller Uri“ hatte also gesprochen: „Wenn die Frauen herrschen und besitzen wollen, müssen sie mit Anstand zu kränken wissen.“ Und dann ist mir sein Enkelkind, die Trut, manches Liebemal gegenüber geseßen oder zur Seite gelaufen. Sie saß „salt an der Wand“ und hörte zu, wenn wir Erwachsenen plauderten und erzählten, oder sie sprang beim Spaziergang mit ihren schlanken Backfischgliedern zur Seite an den Bergsteilen „an Neckele nauf, an Neckele nunter“ ohne Gleiten.

Die Fabrikation der künstlichen Augen, wie sie von Ludwig Müller Uri auf seine nächsten Angehörigen vererbt worden ist, sah ich bei einem Nachkommen des alten Meisters, einem Enkel, Ludwig Müller Uri Feltz. Von einer Glasröhre, die unter der Verarbeitung milchig anlief, löste er über der Stichtlamme das gehörige Stück ab und blies unter Drehen und mehrmaligem Erhitzen seine Kugel. Als alles so weit reif und in Ordnung war, wurde inmitten mit farbigem Glasstab die Grundfarbe der Iris aufgesetzt, gehörig verschmolzen und eingeblasen. Die Pupille folgte. Alles unter oftmaligem Erhitzen und Aufblasen der milchweißen Glasugel. Die Zeichnung in der Iris stellte der Augenmacher im haardünnen Fluß mit mehrfarbigen Glasstäbchen her, schnell, mit sicherer Hand, unter scharfer Wahrung der beiden Grenzen, der Pupille und des Augapfels. Und dann bildete er die vordere Augenkammer und die Hornhaut durch eine Auflage von Kristallglas und zog die feinen roten Aderchen im Augapfel mit rotem Glasstäbchen. Alles wurde fest verschmolzen. Zuletzt folgte durch Erhitzen der Seitenwände und durch Lufteinblasen die Dehnung zum Oval und mittelst eines Glasstabs, nachdem seitlich ein Loch eingeblasen worden war, der Zuschnitt, das heißt die Abtrennung des künstlichen Auges von dem Rest der milchweißen Kugel und der Blashandhabe. Das Auge wurde mit der Zange gefaßt und der Rand ganz glatt geschmolzen. Schön und strahlend lag es vor mir in sprechender Natürlichkeit.

Der letzte lebende Sohn des Meisters, Albin Müller Uri in Leipzig, weicht in der Herstellung seiner Augen von der hier beschriebenen Art insoweit ab, als er die Zeichnung der Iris nicht mit heißflüssigem Glasstab bewerkstelligt, sondern sie mit Schmelzfarben durch Malen herstellt, was ihm ein intimeres Eingehen auf die Art der Iriszeichnung in bezug auf Pigmentflecke ermöglicht usw. Diese Methode speziell ist eine Erfindung des alten Müller Uri. Die so hergestellten Augen sollen, abgesehen von ihrer größern Schönheit, haltbarer sein, weil sie der Spannung ermangeln, die, erzeugt durch die Verarbeitung von verschieden harten Glasstäben, leicht zum Zerspringen der künstlichen Augen führt.

Das künstliche Auge wird aus Schönheitsgründen getragen, um dem Antlitz das harmonische Aussehen zu bewahren, dann aber auch aus dem Doppelgrund der Schönheit und der Gesundheit, in Fällen, wo der Augapfel entfernt worden ist. Vorzüglich in den Kinderjahren liegt die Gefahr vor, daß ohne das Tragen eines Ersatzauges eine Verkürzung der einen Gesichtshälfte und eine Verkleinerung der Nider eintreten würden. Die ersten Augen, die gemacht worden sind, und die jedenfalls berufen waren, sehr grobe Schönheitsdefekte zu verdecken, da sie selber kaum Anspruch auf Schönheit erheben konnten, sind die Vorlegeaugen gewesen. Sie wurden auf Kupfer, Gold, Silber — wie die spätern Einlegeaugen — gemalt, in Leder gefaßt und vor dem Auge durch eine Feder festgehalten, die ihren Platz am Hinterhaupt hatte. Das Glasauge ist zuerst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aufgetaucht.

Zu Lehrzwecken findet auch eine Fabrikation von Augen statt in allen möglichen Krankheitsstadien, von denen die bekanntesten die des grauen, des grünen und des schwarzen Stars und der Hautüberwucherung sein mögen.

Eine sehr niedliche kleine Geschichte muß ich noch berichten. Kam jüngst nach Lauscha als Gast ein schönes Mädchen, blind seit seiner Geburt, mit strahlenden blauen Augen, künstlichen Ersatzdecken, die die unglücklichen Augäpfel zudeckten. Das Mädchen hatte einen fröhlichen aber nichtsdestoweniger hartnäckigen Herzenswunsch. Es ersehnte nicht etwa das Licht seiner Augen — ganz gewiß nicht. Es hatte sich seine eigne Welt inwendigen Schauens gebildet, in der es getrost sein Leben zu Ende spinnen wollte. Es wollte nicht vor Bildern, die ihm fremd waren, erschrecken und von den eignen Bildern seines bisherigen Besitzes als von Täuschungen Abschied nehmen. Aber es hatte nun achtzehn oder neunzehn Jahre blaue Augen getragen und wollte, wenn die jetzigen Ersatzaugen verbraucht wären, dafür braune haben. Ja ganz gewiß. Das wünschte sich das schöne Mädchen.

Ich weiß nicht, was mich an der kleinen Episode so sehr gerührt hat. War es die heitere, naive Herzlichkeit — war es der impulsive Änderungstrieb — war es die stille seelische Kraft? Nichts sonst von großen Unwünschen, nur einmal statt der blauen Augen braune Augen, die die Besitzerin ihrer Blindheit wegen nicht einmal selber bewundern konnte!



## Einquartierung

Von Georg Stellanus



ie von der Mochwitzer Einwohnerschaft seit Vormittag zehn Uhr sehnlichst erwartete Einquartierung war endlich in der Mittagsstunde eingetroffen: eine Schwadron kornblumenblauer, goldgelb geschürter Husaren mit mohrotom Kalpak. Von der begeistertsten männlichen Jugend mit atemlosem Staunen empfangen, waren sie abgefessen und „paketelweise“ oder einzeln von den Wirten oder deren Abgesandten im Triumph nach den Quartieren geleitet worden. Mochwitz hatte seit Menschengedenken keine Kavallerieeinquartierung gehabt: es lag in einer reichlichen Gegend abseits von der Heerstraße, und der soeben angelangten Schwadron würde auch diesmal eine der mehr zur Hand gelegnen Ortschaften angewiesen worden sein, wenn nicht die Rücksicht auf die wünschenswerte weittläufige Unterbringung eines zahlreichen höhern Kommandostabes eine Veränderung des Dislokationstableaus veranlaßt hätte. Eine Veränderung, die ganz im Sinne der Mochwitzer war, denn die Gemeinde war wohlhabend, und wo es galt, sich sehn zu lassen und rechtlichaffne Gastfreundschaft zu üben, tat man mit Freuden ein übriges.

Der Quartiermacher hatte sich nach Verteilung der Zettel entfernt, um die Offiziere und den Wachtmeister nach deren Gehöften zu begleiten, und als schließlich von der Mannschaft nur noch vier übrig waren, trat ein hübscher strammer Bauernbengel, auf der Grenzscheide des Übergangs vom Jungen zum Jüngling, auf sie zu: Un Sie, sagte er, Sie wern wohl vors Note Vorwerk sin.

Zawohl, Anton, sagte der, der den Quartierzettel hatte, alle viere willn mer hin, un du, du werst wohl den Noten Vorwerk sei Schtift sin.

Ja, das war er, und sein Vater hatte ihn geschickt, um ihnen den nächsten Weg zu „weisen“, der durch den Busch ging. Ich heeße Friedrich August, und se rufen mich August.